



Abend:

Zeitung.

86.

Mittwoch, am 10. April 1839.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerel des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Ed. Hell.)

Die Bibliotheken von Paris und die Ordonnanz des Herrn Salvandy.

Die Juliordonnanzen waren nur Kinderspiel gegen die Ordonnanz des Herrn Salvandy über die neue Organisation der Bibliotheken von Paris. Jene stießen nur die Charte um, beschränkten nur die Presse, diese macht mit einem Schlage aus einer Republik ein unumschränktes Königs-, Kaisers- oder Bibliothekarthum. Protestationen, Emeuten, Aufstände sind daher natürlich, und wir sehen dem Augenblicke entgegen, wo die große Revolution ausbrechen muß, und statt Kanonen-, Flinten- und Pistolenfeuer, Folianten, Quart- und Octavbände, gegen den hochverrätherischen Polignac der Bibliotheken losgelassen werden.

Aber ich zweifle beinahe, ob die demokratischen Empörer gegen den Staatsstreich des Herrn Salvandy: Polignac die Masse des Leservolkes für sich haben werden, denn die republikanischen Rathsherrn der Bibliothek, die Senatoren der Rue Richelieu, behandelten die Leservelt, wie die Aristokraten Rom's die liebe Plebs, und deswegen wurde das Kaiserthum in Rom möglich, nothwendig und gar ein Fortschritt. Ob die Ordonnanz des Herrn Salvandy ebenfalls ein Fortschritt seyn wird, ist die Frage, und selbst eine sehr zweifelhafte Frage, denn höchst wahrscheinlich handelt es sich bei der ganzen Sache nur um eine schöne, gutbesoldete Sinecure, um einen Ehrenposten, um eine fette Pfründe für einen wohlbedenkenden,

gutgestimmten und gutstimmenden Freund der zeitigen Herrn Minister.

Aber wahrlich ein Bibliothekerkaiserthum, eine Diktatur nur könnte das Weltreich der königlichen Bibliothek retten.

„Das Buch ist verliehen!“ — „Das Buch ist beim Einbinder!“ — „Das Buch darf nicht ausgeliehen werden.“ — „Das verlangte Buch ist nicht zu finden!“ — „Das Buch ist en lecture!“ u. s. f. sind unter zehnmal wenigstens neunmal die Antwort, die derjenige erhält, der eben dieß oder jenes Buch in der königlichen Bibliothek fordert. Eine wahre Tantalusqual steht jedem bevor, der lese- und lehrdurstig, in diesen staubigen See, in dieß schmutzige und getrübe Weltmeer des Wissens bis an's Kinn eintaucht, und die erquickende Quelle stets vor der lechzenden Lippe zurückweichen sieht. Es giebt in der Welt gewiß kaum einen reichern Schatz der Gelehrsamkeit, als die königliche Bibliothek zu Paris, aber es giebt auch keinen tiefer verscharrten. Mir kam es, so oft ich in diese Hallen eintrat, vor, als ob sich das Feenreich vor mir öffnete, denn wahrlich nur wie im Traume ist man diese Wunderwelt zu genießen im Stande, und so oft man zugreifen will, zerfließt der goldene Apfel in Luft und Nebel, und man hat das Zu- und Nachsehen. Die Bibliothekare sind nur die neidischen Wächter des Wunderreiches, und nur wer das Zaubersprüchlein kennt, wer die Leutchen beim rechten Namen zu nennen weiß, und über den goldenen Schlüssel gebietet, dem öffnet sich mitunter das geheimnißvolle Thor.

In allem Ernste gesprochen giebt es sicher keine derartige Anstalt, die so reich und doch so nutzlos wäre, als die königliche Bibliothek zu Paris; die gränzenloseste Unordnung, die man sich denken kann, herrscht in derselben. Millionen von Büchern liegen hier begraben, ohne daß man im Stande wäre, sie aus ihrem Todesschlummer aufzuwecken. Ein wirklich tüchtiges und lehrreiches Buch ist sicher nie zu haben, denn durch die Gunst der Herrn Bibliothekare, durch die Bevorzugung von ein paarhundert hochgestellten Gelehrten von Paris, wandern die besten, die bedeutendsten Werke in die Privatbibliotheken der Letztern; um sie aus denselben wieder hervorzuholen, gelingt nur mitunter denen, die ebenso bevorzugt, wie der augenblickliche Besitzer sind; für die Masse, für den Plebs der Leser aber genügt ein: „Das Buch ist verliehen! Das Buch ist beim Einbinder! Das Buch ist nicht zu finden! Das Buch ist verlegt!“ Und damit abgemacht.

Einer meiner Bekannten verlangte vor ein paar Monaten ein Geschichtswerk. Erst die angeführten Antworten. Aber er gehörte zu den Bevorzugten, sein Vater ist — ich glaube Akademiker oder so Etwas. Von Einem Bibliothekar zum Andern gehend, erfuhr er zuletzt, daß das Buch wirklich ausgeliehen sey, ließ dann das Register der ausgeliehenen Bücher nachschlagen, und fand endlich den Namen eines vor zehn Jahren verstorbenen Gelehrten, der dasselbe im Jahre 9 der Republik geliehen hatte. Vor etwa zehn Jahren wurde von einem bei der englischen Gesandtschaft in Brasilien angestellten Lord eine kleine Schiffsladung Bücher durch einen in Brasilien lebenden Franzosen zurückgefordert, und zum Theile wieder über das Weltmeer nach Paris spedirt.

Die unendliche Masse der Leser in Paris, die nämlich der Gelehrtenrepublik, und von diesen wieder die Plebs sieht daher mit Freude im Herzen die Revolution, die sich vorbereitet, und schreit à bas la république aristocratique de la bibliothèque und vive le nouveau empereur. Ich bezweifle wie gesagt, daß die neue Revolution ein besseres Resultat hat, als die von 1830, denn es handelt sich eben nur um die Civilliste des neuen Kaisers, und um das Kaiserthum so wenig, als um die Meilleure république von 1830. Aber schon daß die Bibliothek-Aristokratie zerstückert wird, ist wenigstens eine gerechte Rache des Geistes der Zeit; und daher denn vive Polignac-Salvandy!

— d —

Leben, Liebe, Ehe.

Aus einem ungedruckten Romane von Emile d'Estrees.

Darüber ist doch gewiß Jeder, der Geist hat, mit mir einverstanden, daß das Princip des Lebens das Feuer sey. Da ist ein unterirdisches, welches brennt im Hefla, im Vesuv, im Pit; ein strömendes im Nordlicht, ein überirdisches in den Sternen und Sternschnuppen, ein geistiges, welches durch die Nerven zuckt — ein inneres die Liebe in den Herzen. Das Leben selbst ist eine Feuerprobe: Tamino geht leichter hindurch, weil er Pamina bei sich hat. Das Leben ist ein Feldzug — Marketen-derinnen müssen mit. Das Leben ist ein Jahrmarkt: Jeder bietet feil, Jeder will kaufen — die Frauen machen's erst bunt und lustig. Das Leben ist eine Postwagenreise — wenn auch die Frauen den Raum beengen, man hat sie doch gern bei sich. Das Leben ist ein Traum — aber wenn man 'mal aufwacht und sich den Schlaf aus den Augen reibt, so ist's doch schön, ein hübsches Weib bei sich zu sehen. Das Leben ist nun zwar etwas Gewaltiges, und die Liebe ist etwas Schönes; aber es giebt noch ein drittes, welches jenes Beide doch erst so zu sagen vervollständigt, vollendet — ich meine die Ehe. Wenn das wahr ist, so erscheint's als doppelt betrübend, daß so Viele vor der Ehe wie vor einem Zauberschloß stehen und können nicht hinein: es drängt sich eine Jungfer von Schwester, oder eine alte Stiefmutter, oder ein leerer Geldbeutel vor den Eingang, und die gern hinein möchten, die können's nicht. Ja, es ist wahrhaftig ärgerlich, wenn man in's Eheleben, auf das man sich circa dreißig Jahr vorbereitet hat, für das man denn doch dieß und jenes aufbewahrt, aufgespart und conservirt hat, nun immer nicht hinein soll! Die Ehe ist wie die Schule: Es ist nicht gut, daß Kinder zu spät dem Schulmeister übergeben werden; viele von denen, die zu spät in die Schule kommen, lernen darin nicht aus, und bleiben ewig Stümper. Die Ehe ist ein Hafen: aber es ist nur eine halbe Wohlthat, wenn ein Wrack im Hafen liegt. Die Ehe ist wie eine Schlacht, — sie muß mit Begeisterung angefangen werden. Aber die Begeisterung ist nur bis zu gewissen Jahren einer Steigerung fähig. Man hat gesehen, daß Menschen in den zwanziger Jahren — den Jahren der Begeisterung — wenn sie sich zur vollen Höhe ihrer Gestalt aufrichteten, ihre 7 Fuß hoch waren; wenn sie in den vierzigen einmal hinter dem Ofen hervorkrochen, und sich gerade machten, da waren sie kaum 5 Fuß hoch. Die Ehe muß, wie eine Schlacht, mit Begeisterung angefangen werden. Jeder, der sich

hineinstürzt, weiß, wie ein ernsthaft Ding das ist, wie leicht man Kopf und Bein und Verstand darin verlieren kann; aber wer nicht mit Begeisterung in die Schlacht geht, der bleibe nur ganz heraus, oder laufe stracks auf den Gegenpart los, und bitte, daß er ihn gefangen nehme. Unbegreiflich ist's, daß es eine große Classe von höchst unglücklichen Individuen giebt, die eine rasende Furcht vor der Ehe haben — vor der eignen, wie vor der fremden: — eine gottesfürchtige sechs und sechzig jährige Jungfer vor der Ehe ihrer (Tochter hätte ich bald gesagt) elternlosen Nichte; ein Mann im Mittelalter vor der Verheirathung seines ältern, kinderlosen, verwitweten, reichen Stiefbruders; ein Junggesell in vorgerückten Jahren hat alle Ursach, bange zu seyn, daß man ihn, wenn er Sonntags 'mal spazieren geht, aufhebt, und mit Dolch und Tod bedroht, wenn er nicht stante pede, de- und wehmüthig den nächsten katholischen Pfarrer um Einsegnung seiner — niemals intendirten — Ehe mit einer heruntergekommenen fille d'honneur oder irgend einer beliebigen Ehrenperson ansieht, und sein neues Besizthum alsobald mit sich nach Hause und zu Bette nimmt. Die unschuldigste Furcht vor der Ehe hatte aber der Sohn eines begüterten Bauern in Niedersachsen. Dem Alten war nämlich die Frau gestorben, und da der Sohn schon ein Bursch von einigen zwanzig Jahren war, so sagte der Vater zu ihm: „Nun, Just, kannst Du nur heirathen; ich will's dabei bewenden lassen.“ Der Sohn aber zeigte sich gar nicht froh und müthig zu dem edlen Werk, sondern bedenklich und verzagt. „Na, was hast Du denn?“ fragte der Vater. — „Ach!“ sagte der Sohn, „Du hattest schon gut heirathen, Du hast die Mutter genommen; aber ich, ich muß nun eine Fremde nehmen“ *).

*) Wenn nun unter meinen geehrten Lesern und meinen scharmanten Leserinnen auch Einige seyn sollten, die Furcht vor der Ehe haben, so bitte ich ein Dreifaches zu bedenken. Erstens, daß ein gewisses stilles, ernstes Vorgefühl — das Gefühl der erwartenden Creatur — mit eigentlicher Furcht nicht verwechselt werden darf. — Zweitens, daß die Furcht vor der Ehe, wie die Gewitterfurcht, Anlaß werden kann, daß der Blitz einschlägt, wobei, wie bekannt, oftmals unerhörte Wunder geschehen. — Drittens, daß es mit der Furcht vor der Ehe ist, wie mit der Furcht vor dem Auster-Essen; hat man erst einer Auster scharf auf den Kopf gebissen, so sagt man gewiß: „Ach, noch eine!“ und abermal „Ach, noch eine!“ und so fort, bis man ein geborner Austeresser ist.
Emile d'Estrees.

Bagatelle.

Schiller ist aus dem Bilde gefallen. Eines seiner ansprechendsten Gedichte ist: Die Hoffnung.

Er schildert erst die Menschen, wie sie sich alle von der Zukunft das Bessere versprechen, weil sie der Hoffnung vertrauen, und malt dann die Hoffnung selbst als einen beflügelten Genius, der den Menschen in's Leben einführt, den fröhlichen Knaben umflattert, den Jüngling mit seinem Zauberschein begeistert, mit dem Greise selbst aber nicht etwa abstirbt oder begraben wird. Vortrefflich! aber am Schlusse verschwindet dieß Bild auf eine unangenehme Weise, denn der in's Grab hinabsteigende Greis pflanzt noch am Grabe:

„die Hoffnung auf.“

Man denke sich nur den zarten, vom Zauberschein umstrahlten und beflügelten Genius, der nun aufgepflanzt werden soll. Wie sollte der Greis dieß wohl anfangen? Der Dichter durfte nur endigen:

Denn beschließt er (der Greis) im Grabe den müden Lauf,
Dann pflanzt er die Fahne der Hoffnung auf.

Der Genius, der Flügel und einen Zauberschein hat, kann auch recht gut eine weithin leuchtende Siegesfahne führen, und sie in der letzten Stunde dem Greise überlassen.
* r.

Die Betende.

Wer in der Laube dort, wo Frühlingswolken
Zarte Blumen bethau'n wie milde Thränen,
Steht, das Aug' erhoben im Morgenglanze,
Betend zum Himmel?

Ach! es erfleht die Dulderin, getäuscht
Auf der irdischen Bahn durch süßer Hoffnung
Rosenschimmer, heiligen Trost im Leid und
Ruhe des Herzens.

Liebliche Weste flöten durch die Sträucher,
Wo die Nachtigall schlägt im grünen Dunkel,
Und in Harmonien der Schöpfung athmet
Freier die Seele.

Schwebend auf Aetherflügeln reiner Andacht
Zu des Ewigen Thron, dort kindlich, fromm und
Still vertrauend, daß ihr ein Blick des Vaters
Lind're die Schmerzen.

Hat Er in Leiden je der wahren Tugend
Seine Hülfe versagt? Die Gute fühlet
Leichter schon das Herz, und in sanfter Wehmuth
Löst sich der Kummer.

Seht! Sie entwallt mit Lächeln auf bethrüntem
Antlig unter das Blüthendach: schon folgen
Ihrem Schritt die selige Ruh' und Ahnung
Besserer Tage. —

Karl Geib.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Briefauszug.

Gotha, den 21. März 1839.

So wie in Frankfurt am Main, so hat auch hier der Violinist Prume aus Lüttich, der den Titel eines Professors führt, allgemeine Sensation erregt. Er ist ein junger Mann von 20 bis 21 Jahren, von mittlerer Größe, hübsch gewachsen, mit einem Kopfe von eigenthümlicher Schönheit. Seine gewölbte Stirn ist von schwarzem Haar umschattet. In seinem Antlitz, dessen Züge viel Geist verrathen, leuchten ein paar Augen voll tiefer Schwärmerei, ganz geeignet die Herzen der Damen zu entflammen. Wie träumend tritt er auf, schaut in die vor ihm sitzende Versammlung hinein und setzt langsam seine Geige an, die er über Alles liebt. Jeder Blick, jede Bewegung bei ihm ist auf Beifall berechnet und doch auch wiederum höchst natürlich und kindlich unbefangen. Seine Reinheit in Griffen, die mannichfaltigen Manövers seines Bogens, die Leichtigkeit, womit er die größten Schwierigkeiten überwindet, die Zaubertöne seines Spiels sind außerordentlich. Bisweilen sind sie geisterhaft schwirrend; doch lassen sie auch manchmal Kühnheit und Stärke vermissen. Seinen größten Triumph feiert Hr. Prume in dem Musikstück *mélancolie pastorale*, bei dessen einfacher Instrumentirung sein zarter und entzückender Ton, selbst wenn er ihn noch so weich spielt, doch stets vorherrschend bleibt. Man sieht es ihm an, wie in diesem Stücke seine ganze Seele aufgeht. Viele, die Paganini gehört haben und Hr. Prume mit diesem vergleichen, behaupten, daß Prume zwar nicht so köstliche oder künstelnde, aber gewiß viel bezauberndere Töne, als Paganini aus der Geige hervorzulocken wisse. —

Das vor einigen Jahren von der Dlle. Alix Humbert in hiesiger Stadt begründete Institut für Töchter gebildeter Stände, blüht immer mehr empor. Tüchtige Lehrer und Lehrerinnen ertheilen im demselben Unterricht. Eine Prüfung, die vor Kurzem auf Anordnung des Herzogl. Oberconsistoriums mit den Schülerinnen abgehalten wurde, gab ein äußerst befriedigendes Resultat. Eltern und Vormünder, die ihre Kinder und Mündel einer Pensionsanstalt anzuvertrauen beabsichtigen, glauben wir darauf aufmerksam machen zu müssen, daß Dlle. Humbert von Ostern dieses Jahres an eine solche Anstalt mit ihrem Institute verbinden wird. —

Adolf Bube.

Hamburger Feuilleton.

Februar 1839.

Wir haben uns geirrt, als wir neulich bemerkten, es werde in diesem Jahre keine neue Zeitschrift hier in's Leben treten, denn wir fanden vor einigen Tagen bei einem Freunde mehrere Proheblätter einer Wochenschrift, die den Titel: „Lutherischer Pilger,“ an der Stirne trug. „Pilger que me veux — tu?“ fragten wir und nahmen die Blätter in die Hand, und da erkannten wir von wannen derselbe kommt, und wohin er, wenn möglich nicht ohne Begleitung, gehen möchte. Dieser Pilger, in beliebter mystischer Tendenz, scheint mir, trotz seines lutherischen Aushängeschildes (*lucus a non lucendo*), ein Römer von Geburt, und nach seiner Heimath will er leiten. Wir aber, die wir den Wolf recht gut im Schafkleide erkennen können, sind neugierig ob dieser Pilger ein Stellvertreter des, wohl immer mehr einschummernden „Bergedorfer Boten“ seyn soll, der sich vielleicht wohl ganz zur Ruhe begeben möchte, wenn erst die Eisenbahn nach Bergedorf, ein Bild lebendi-

gen Fortschreitens, ihm in den Weg treten wird. Mag man uns auch als einen Jesuitenriecher verschreien; wir sind der Meinung, daß wir uns in dem Zwecke der Bestrebungen, Uneinigkeiten aller Art in der protestantischen Kirche anzurichten, nicht geirrt haben, denn durch die, in den meisten Gegenden Deutschlands in der neuesten Zeit an's Licht gekommenen Umtriebe der katholischen Propaganda ist uns Manches bestätigt worden, was nur Vermuthung bei uns war. Wir aber sind immer eifrige Streiter für das Licht gewesen, werden es bleiben, und also auch mit diesem Pilger, im Verfolg seiner Wanderschaft, falls sie nicht ganz stocken sollte, noch manches Wortlein reden. Es ist wohl sonderbar, daß diese Zeitschrift noch gar nicht öffentlich angekündigt worden. — Als Herausgeber nennt sich ein Buchdrucker. Wie vorsichtig! Später würde aber doch, den bestehenden Gesetzen gemäß, ein verantwortlicher Redacteur genannt werden müssen.

Seit England von Hannover getrennt ist, kam vielfach, und meist auf Veranlassung englischer Schiffe, die Belästigung, welche der Handel auf der Elbe durch den Stader Zoll erleidet, zur Sprache, und man wollte gern denselben aufgehoben sehen, da, nach der Wiener Congress-Acte, Deutschlands Flüsse und Ströme von solchen Lasten frei seyn sollen. Es ist unglaublich welchen Weitläufigkeiten der Hamburger Kaufmann durch diesen Zoll ausgesetzt ist, und welche Ungleichheit in der Berechnung dieser Contribution durch die Schiffsmakler stattfindet. Waaren für Hamburger Rechnung, in hiesigen Schiffen, sind freilich von dem Zoll befreit, aber dennoch trifft die Belästigung uns schwer, da begreiflicherweise die meisten unserer Handelsartikel in fremden Schiffen ausgeführt werden. Es ist zu wünschen, daß mit allen Kräften zur Aufhebung dieses lästigen Zolles gewirkt werde und könnte England, wo dieser Gegenstand schon im Parlament zur Sprache gekommen ist, den Impuls zur Beseitigung dieser Abgaben geben, deren Aufhebung wohl billigerweise zu verlangen wäre, da Hannover nicht das Geringste zur Sicherung des Fahrwassers thut, wodurch Hamburg jährlich ein nicht geringer Kostenaufwand entsteht. Eine Schrift, welche Dr. Soetbeer hier kürzlich heraus gegeben, giebt viele Aufklärung über diesen Elb-Zoll.

David, der Theaterdichter unsres zweiten Theaters, welcher manche gelungene Localposse, manche treffende Parodie lieferte, von denen noch neulich sein „Gustav“ die 150. Vorstellung erlebte, hat ein tragisches Ende genommen. Er beschloß am 6. Februar sein Leben durch einen Pistolenschuß. Melancholie, aus physischen Leiden entspringend, soll die Ursache seyn. Da er treffende Bilder aus dem niedern Volksleben, mit körnigem Witz gespielt, aufzustellen pflegte, so ist sein Hinscheiden für das zweite Theater ein schwer zu ersetzender Verlust. Eine Parodie, welche nächstens erscheinen sollte: „Graph und Genever, oder: die Pest in Rendsburg,“ wird wohl unvollendet geblieben seyn. Es ist eine seltsame Erscheinung, daß Menschen, welche durch ihren Humor in ihren Werken Andere erfreuen und belustigen, häufig mit sich selbst zerfallen sind, wie es auch der Fall bei Raimund war. Wir wollen deshalb keine Parallele ziehen. David's Bestrebungen waren von denen Raimund's durchaus verschieden, und die Poesie hatte keinen Theil an seinen Werken. —

Noch ein anderer Selbstmord machte Aufsehen. Ein Wirth in dem, hinter Altona gelegenen Dorfe Eidelstädt, dessen Wirthshaus den Namen oder die Devise: „Sola bona quae honesta,“ führt, erschoss sich im Schlafzimmer, in Gegenwart seiner Frau.

(Fortsetzung folgt.)